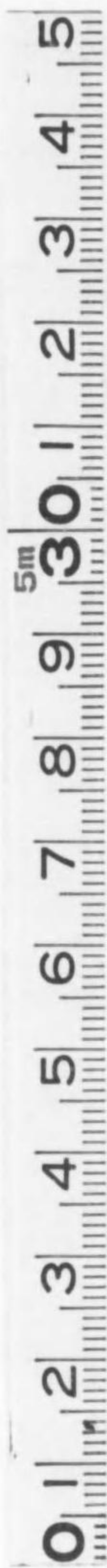


始



34

34!

W. WYGODZINSKI

Aufgaben und Methoden der
Volkswirtschaftslehre.

10

SHOBUNDO

34

341

Aufgaben und Methoden der Volkswirtschaftslehre.

Als Benedikt XIII. zum Papst gewählt, auf den Balkon der Peterskirche trat, um *in arbi et orbi* den Segen zu erteilen, sah er mit Staunen die ungeheure Volksmenge zu seinen Füßen, die den Piazal zwischen Berninis Kolonnaden füllte. Er wandte sich an einen der neben ihm stehenden Kardinäle und fragte: „Wovon leben all diese Menschen?“

Wovon die Menschen leben, das ist die Grundfrage der Volkswirtschaftslehre. Die Frage wird tausendmal, wird jeden Tag gestellt und immer wieder mit anderer Betonung: vom Staatsmann, der sein Volk zu Macht und Reichtum bringen will; von der bloßen Neugier; vom Verzweifelden, der für sich und seine Familie kein Brot findet. In die Reihe der Fragenden ist auch die Wissenschaft getreten. Sie kann freilich nicht jedem einzelnen Schicksal nachgehen, will sie sich nicht bald ins Uferlose verlieren; vielmehr wird sie versuchen müssen, in der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Erscheinungen die wiederkehrenden Züge zu finden. Denn so sehr jedem Menschen sein eigenes Schicksal einzigartig und abweichend von den Erlebnissen aller anderen erscheinen mag, im Grunde leben wir fast alle nach Schablonen. Wir werden irgend etwas, Kaufmann, Beamter, Fabrikarbeiter, und unser Weg ist gewiesen und begrenzt. Die Triebkräfte der menschlichen Natur und die äußeren Umstände des Daseins sind in allen wesentlichen Bedingungen gleich, und so müssen wir alle dem gleichen Schicksal gehorchen.

Nur darf man wieder diese Gleichheit sich nicht mechanisch, nicht als Identität bis in die kleinste Einzelheit vorstellen. Wir haben, um nur ein ganz alltägliches Beispiel zu nehmen, alle Hunger, den wir stillen wollen. Aber der Hunger ist verschieden groß, und so bedarf der eine schon mehr Mittel zur Befriedigung dieses primitiven Bedürfnisses als der andere.

76W10464



Nehmen wir nun auf der anderen Seite die ebenso einfache Tatsache, daß die Arbeitsfähigkeit der Menschen, d. h. also die Voraussetzung zur Beschaffung dieser Mittel, verschieden ist, nach Alter, Gesundheitszustand, Begabung, so sehen wir schon
 5 eine ganze Reihe von Möglichkeiten für die Lösung des simplen Problems angedeutet, wie wir unseren Lebensunterhalt erwerben sollen.

Der Mensch ist aber ein Wesen, das nicht nur unter Naturbedingungen lebt, sondern auch unter geschichtlichen. Nicht
 10 das interessiert uns zunächst, wie der Naturmensch in Australien oder Afrika lebt, der seinen übergroßen Hunger durch Erjagen von mehr Tieren oder Sammeln von mehr Früchten stillt; nein, für uns selbst gilt die Frage, wovon wir leben sollen. Wir können nicht einfach Tiere jagen oder Wurzeln
 15 graben; unsere Arbeit ist eine andere. Wir verkaufen vielleicht Waren oder schmieden Nägel; wo finden sich aber die Käufer, die uns nun gleich doppelt so viel Waren abkaufen oder Nägel verlangen, wenn unsere Bedürfnisse steigen? Wir sind abhängig von anderen geworden, die freilich auch uns
 20 wieder verpflichtet sind. Denn wir verkaufen ja nur, um zu kaufen; und wir kaufen nicht nur Nahrungsmittel. Unser Hunger ist gewachsen; wir hungern nach Gehagen, nach Schönheit, nach Wissen; aber auch nach Veränderung, nach Sensation, nach Erregung. Für jedes unserer tausend Bedürf-
 25 nisse tritt ein anderer ein, wie unsere eigene Arbeit Tausenden zugute kommt.

Mag unser Verlangen unter all den neuen Masken im Grunde stets das gleiche sein, so sind die Wege zu seiner Stillung doch gänzlich verändert, sind Umwege geworden, die
 30 scheinbar oft genug vom ersehnten Ziel ganz abweichen. Hier will die Wissenschaft Führerin sein; sie zeigt die großen Richtlinien, unbeirrt durch die zufälligen Erscheinungen des Tages. Aber man verstehe richtig: die Nationalökonomie ist keine Kunst des Goldmachens, keine Anweisung zum Reich-
 35 werden; sie ist eine Wissenschaft. Das will besagen, daß ihr

Ziel nichts anderes ist als Erkennen und Erklären.

Im Grunde gibt es nur eine einzige Wissenschaft, und nur die Unmöglichkeit für den menschlichen Geist, alles zugleich zu umfassen, führt zu einer Scheidung. Aus dem unabsehbaren Gebiet des Wissensmöglichen werden Teilgebiete herausgeschnit-
 5 ten und zum Gegenstand einer besonderen Wissenschaft gemacht. Wir sehen diesen Vorgang beinahe täglich; in der Naturforschung vor allem findet eine ständige Grenzregulierung zwischen alten und neuen „Wissenschaften“ statt. Diese Aus-
 10 sonderung ist nötig, weil der Umfang unseres Wissens, so beschränkt er an sich sein mag, immerhin weit über die Fassungsvermögen eines einzelnen Geistes hinausgewachsen ist. Sie kann aber auch rein historische Ursachen im Einzelfall haben, die das Wesen der Wissenschaft an sich nicht berühren; wie etwa die Bakteriologie zu einem eigenen Wissenszweig erst
 15 werden konnte, seit durch die Vervollkommnung des Mikroskops eine neue Welt des bisher Unsichtbaren sich erschloß, oder wie die Ausbildung der Wissenschaft der Meteorologie eine zwin-
 gende Folgerung des Siegeszuges der Luftschiffahrt ist.

So ist auch die Volkswirtschaftslehre zu ihrer Blüte erst er-
 20 wachsen, man könnte sagen erst entstanden aus einer praktischen Forderung, nämlich dem Bedürfnis des modernen Staates heraus, Geld in die Hand zu bekommen. Diese jeweilige zu-
 fällige Entstehursache hat aber nichts, gar nichts mit dem Wesen der Wissenschaft zu tun. Noch einmal: die Wissen-
 25 schaft will nur erkennen, und insbesondere die Wissenschaft von der Volkswirtschaft will wirtschaftliche Zusammenhänge auffinden, will die „Gesetze“ der Wirtschaft entdecken. Unter Gesetz verstehen wir dabei nicht eine Vorschrift, nach welcher das Wirtschaftsleben sich zu richten habe, sondern die mit
 30 Sicherheit beobachtete oder logisch nachgewiesene stets wieder eintretende Aufeinanderfolge zweier Tatsachen. Das Greshamsche Gesetz besagt, gutes Geld werde durch minderwertiges verdrängt. Das will nicht etwa heißen, daß dort, wo neben
 35 bisherigem guten und vollwertigen Geld ein minderwertiges

mit gleicher Rechtskraft eingeführt wird, nun jedermann die Verpflichtung habe, nur dies minderwertige Geld zu benutzen; sondern es stellt die Tatsache fest, daß dies geschieht und das gute Geld anderweitigen Verwendungen (Zahlungen im Auslande, Einschmelzen) zugeführt wird. Freilich kann sich auch der Nationalökonom nicht völlig darauf beschränken, wirtschaftliche Vorgänge in ihrer Existenz und ihren Zusammenhängen nachzuweisen; er wird sich vielmehr auch über das, was geschehen soll, über wirtschaftspolitische Fragen äußern müssen. Dabei ist nun wesentlich, daß die Wirtschaft nicht Selbstzweck ist; die allgemeinen Lebenszwecke der Menschen, wie Philippovich es einmal ausgedrückt hat, sind zielgebend für die Wirtschaftspolitik. Die Antriebe der Wirtschaftspolitik liegen also außerhalb der Wirtschaft selbst, die vielmehr nur ein Mittel zur Erreichung allgemeiner Kulturideale ist. Diese Kulturideale sind selbstverständlich verschieden. Der eine hofft vielleicht auf eine allgemeine Volkskultur, die dann eine möglichst gleichmäßige Einkommens- und Vermögensverteilung zur Voraussetzung haben muß, während der Anhänger Rieffers wieder umgekehrt die Abstände zwischen den Zielzweilen und den wenigen Wertvollen so breit als möglich wünscht. Wirtschaftliche Selbständigkeit des Staates als Vorbedingung der politischen Unabhängigkeit, Ausübung der besonderen Tätigkeit und Möglichkeiten jedes Volkes in einer differenzierten und aufeinander angewiesenen Gesamtheit der Kulturenationen, dies ist ein zweiter derartiger Gegensatz.

Das Ziel stellt also die Weltanschauung, der ethische oder politische Glaube; sie nur geben wirtschaftlichen Vorgängen die Wertbetonung. Die Mittel zur Erreichung dieser überwirtschaftlich gesetzten Ziele untersucht die wissenschaftliche Wirtschaftspolitik. Wenn auch das Ziel gegeben ist, können die Wege zu ihm unbekannt und streitig sein. Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß der Gelehrte unter allen Umständen der geeignetste Mann sei, dem wirtschaftlichen Handeln auch zum gegebenen Ziel die richtigen

Wege zu weisen. Die Fülle der einwirkenden wirtschaftlichen und nichtwirtschaftlichen Umstände im modernen Wirtschaftsleben ist so groß, daß ihre völlige Klarlegung und Verfolgung oft, wir können vielleicht sagen meist, bei dem bisherigen Stande unseres Wissens nicht möglich ist; der geniale Blick des handelnden Staatsmannes, des Praktikers, überieht und erwägt diese Fülle der Möglichkeiten vielleicht schärfer und rascher als der abstrahierende Gelehrte. Doch bleibt es die gegebene Aufgabe der wissenschaftlichen Wirtschaftspolitik, immer tiefer auch die „Lebensvorgänge“ der Wirtschaft, ihre Bedingungen, Hemmnisse und Verläufe zu studieren; dann wird sie — ein letztes fernes, wahrscheinlich nie erreichbares Ideal — die Elemente zur Erlangung eines gewünschten Wirtschaftserfolgs so sicher aufbauen können wie der wissenschaftliche Maschinenkonstrukteur seine Dynamomaschine von so und soviel Pferdekraften oder seine Baumwollspindel mit der vorausberechneten Umdrehungszahl in der Minute.

Im Verlauf der wissenschaftlichen Arbeitsteilung als Sonderwissenschaft entstanden, steht die Volkswirtschaftslehre mit ihrerseits die Schwesterwissenschaften wiederum voraus, knüpft an deren Arbeiten an. Wir haben bereits angedeutet, daß die Grundtatsache, die zu wirtschaftlicher Betätigung führt, das Bedürfnis des Menschen ist; die Wirtschaft ist die Lehre von der Organisation der Bedarfsdeckung. Die Untersuchung der menschlichen Bedürfnisse ist aber nicht Aufgabe der Nationalökonomie, sondern der Psychologie und Physiologie, deren Ergebnisse der Forscher auf dem Gebiete der Volkswirtschaft einfach übernimmt. Die Feststellung der jeweiligen Bedingungen, unter denen sich das Wirtschaftsleben verwirklicht, ist der Geschichtsforschung im weitesten Sinne, der Wirtschaftsgeographie, der Soziologie überlassen. Es gibt kaum eine Wissenschaft, die nicht irgendwie der Nationalökonomie seinen Zwecken dienstbar macht, wie er seinerseits anderen Forschern zu dienen hoffen kann. Es sei dafür nur wieder umgekehrt daran erinnert, wie sehr die Ge-

schichtwissenschaft ihr Gesichtsfeld erweiterte, als sie auf die materiellen Bedingungen der Volkswirtschaft zu achten begann; es sei an die Bereicherung der Jurisprudenz durch das gleiche Vorgehen hingewiesen. Um ein Mißverständnis zu vermeiden, das nahe liegen könnte, sei ausdrücklich betont, daß die Abgrenzung des Gebietes einer Wissenschaft keineswegs mit der des Arbeitsgebietes eines Forschers zusammenfällt. Im Gegenteil, das Ubergreifen in verwandte Wissensgebiete befruchtet oft genug beide; nur muß sich der Nationalökonom, der historische Forschungen für seine Zwecke anstellt, bewußt bleiben, daß, solange er dies tut, er Historiker ist und den besonderen Bedingungen dieser Wissenschaft Rechnung zu tragen hat.

Fragen wir nun nach diesen allgemeineren Erörterungen, welches die besonderen Aufgaben der Volkswirtschaftslehre sind, so wissen wir, daß es sich um Feststellung und Erklärung von Tatsachen handelt, und zwar von Tatsachen der Wirtschaft. Wie der einzelne Mensch wirtschaftet, um sich die Mittel zur Bedarfsbefriedigung zu schaffen, welche Einwirkung das Neben-, Mit-, Gegeneinanderarbeiten der einzelnen Menschen in der Gesellschaft hat, wie der Staat als die Verkörperung des Gesamtwillens regelnd, hemmend, fördernd in das freie Spiel der Kräfte eingreift, das ist der Gegenstand unserer Betrachtung. Zu diesem Ziele aber können wir auf verschiedenen Wegen kommen, und keineswegs ist man sich in der Wissenschaft über den richtigen Weg einig. Der Streit um die Methode hat in den letzten Jahrzehnten eine große Rolle in der Wissenschaft gespielt. Jetzt hat er nachgelassen; aber nicht, weil man zu einer sachlichen Einigung gekommen sei, sondern aus der Einsicht heraus, daß es einen einzig richtigen Weg zur Lösung aller wirtschaftlichen Probleme überhaupt nicht gebe.

Die klassische Nationalökonomie ging — ohne sich übrigens grundsätzlich von der angewendeten Methode Rechenschaft abzulegen — von dem Individual egoismus aus, d. h. von der Annahme, daß jeder Mensch sein eigenes Interesse am

besten erkenne und verfolge. Daß sie aus dieser Voraussetzung schließlich eine Forderung machte, daß sie in der Wirtschaftspolitik Freiheit des Handels zur Erreichung der von ihr gleichfalls angenommenen prästabilierten Harmonie der Interessen aller Menschen verlangte, sei nur nebenbei erwähnt. Uns interessiert nur, daß sie von beiden Voraussetzungen aus eine Theorie der Wirtschaft aufzubauen versuchte und dabei schon in ihren ersten Vertretern (Adam Smith, Ricardo) Ergebnisse erzielte, die z. T. jetzt noch die Basis weiterer Forschung sind. Auf diesem Wege des Aufsteigens von gewissen primären feststehenden oder als feststehend angenommenen Voraussetzungen, dem Wege der Deduktion, wie er herkömmlicher Weise genannt wird, kann man durch rein logische Folgerung zu einer Erklärung der Kausalzusammenhänge des betrachteten Wirtschaftsgebietes kommen. Das Musterbeispiel für diese Betrachtungsweise ist die Mathematik und insbesondere wieder die euklidische Geometrie, die auf wenigen Axiomen ihr ganzes stolzes Lehrgebäude aufgebaut hat. Diese Methode verlangt die Möglichkeit einer Isolierung der zu beobachtenden Gegenstände und Vorgänge von der Außenwelt; es dürfen keine anderen als die einmal angenommenen Voraussetzungen wirkend sein, wenn nicht die Bündigkeit des Beweises hinfällig werden soll. Die Naturwissenschaften haben dazu das Mittel des Experiments; sie haben es in der Hand, die Bedingungen, unter denen sich etwa die Vereinigung zweier Elemente vollzieht, genau festzustellen und jede weitere Einwirkung auszuschließen. In dieser glücklichen Lage sind alle jene Wissenschaften nicht, welche sich mit Vorgängen innerhalb der menschlichen Gesellschaft befassen, weil der Mensch Antrieben und Einwirkungen von hundert Seiten unweigerlich ausgesetzt ist. Das gälte selbst von Robinson auf seiner Insel, der nicht nur dem Einfluß der inneren und äußeren Naturbedingungen unterliegt, sondern auch von Vorstellungen und Wissensinhalten der Gesellschaft, deren Glied er früher war. So ist diese Isolierung nur im Geiste möglich, unkontrollierbar durch das

wirkliche Geschehen. Daraus ergibt sich schon die spezielle Schwierigkeit dieser Methode. Der kleinste Ausschlagwinkel, die geringste Abweichung vom Lot zerstört Harmonie und Standfestigkeit des ganzen, auf noch so wichtige Fundamente gestellten Gebäudes.

Die theoretische Sozialökonomie, die sich der deduktiven oder isolierenden Methode bedient, setzt eine Gesellschaft voraus, in der die Individuen reine „Wirtschaftsmenschen“ sind, nur vom Erwerbstrieb bewegt werden, nur in der Rolle von Käufern oder Verkäufern von Grundstücken, Kapitalien, Arbeitskräften, Waren auftreten. Und ihre Forschung geht nun dahin, wie Diegel es ausdrückt, festzustellen, „welche Phänomene, vermittelt durch die Willensregungen dieser Wirtschaftsmenschen, sich in dieser Wirtschaftsgeellschaft abspielen werden, falls dies oder jenes wirtschaftlich relevante Ereignis eintritt, d. h. ein Ereignis, durch welches diese Wirtschaftsmenschen in ihrem wirtschaftlichen Zweckstreben berührt werden, welches ihnen die Gunst eines Vorteils oder die Gefahr eines Verlustes bedeutet“. Der fingierte „Wirtschaftsmensch“ muß ökonomisch handeln, d. h. nach dem Prinzip des kleinsten Mittels, indem er bestrebt ist, das Maximum wirtschaftlicher Bedürfnisse mit einem Minimum wirtschaftlicher Aufwendungen zu erreichen; es wird weiter angenommen, daß der Wirtschaftsmensch, der homo oeconomicus, das Eintreten des wirtschaftlich wichtigen Ereignisses sieht und würdigt. Mit anderen Worten, das „erleuchtete Selbstinteresse“, wie man es genannt hat, muß ihn leiten.

Die Bedeutung dieser isolierenden Methode für die Findung wirtschaftlicher Gesetze ist groß. So hat einer der größten deutschen Nationalökonomien, Johann Heinrich v. Thünen, in seinem berühmten Buch vom „Isolierten Staat“, folgenreiche Untersuchungen über den Einfluß der Entfernung und der Transportkosten auf Produktion und Bodenwert unter der Voraussetzung eines völlig fiktiven, von der übrigen Welt gänzlich getrennten Staats aufgestellt, in dem nur eine einzige

Stadt im Mittelpunkt gelegen ist und keinerlei natürliche Verkehrsstraßen existieren; das in Wirklichkeit unmögliche Experiment ist gedankennützig völli durchgeföhrt.

Aber es leuchtet ohne weiteres wiederum ein, daß diese Forschungsweise zwar viel, bei weitem aber nicht alles zu erklären vermag. Die Voraussetzung vom erleuchteten Selbstinteresse des „Wirtschaftsmenschen“ und dessen restloser Durchföhung trifft eben durchaus nicht immer, eigentlich sogar niemals zu. Wir können ruhig sagen, glücklicherweise nicht, denn solch ein reiner Wirtschaftsmensch ohne Irrtum und Leidenschaft wäre unerträglich, und wäre gar die ganze Welt so ausschließlich ökonomisch gerichtet, so fehlte ihr alles, was dem Leben Reiz und Farbe gibt. Tatsächlich werden denn auch jene ökonomischen Erwägungen tausendfach durchkreuzt, überholt, vom Wege abgelenkt von Begehren und Leiden, hohem Flug der Gedanken und dumpfer Unwissenheit.

Der Mensch der Wirklichkeit, der „geschichtliche Mensch“ ist ein anderer als der Wirtschaftsmensch, und es ist nach Diegels schönem Wort die Aufgabe des Wirtschaftshistorikers, zu zeigen, daß dieser geschichtliche Mensch keine ausschließlich vom Erwerbstrieb bewegte Marionette ist. „Das gleiche Individuum mag heute wie ein geriebener Spekulant, morgen wie ein sorgloser Verschwender handeln. Die Lebensstellung, der Charakter, die Laune des Moments differenzieren Maß und Art des Erwerbstribs. Die eine Zeit, das eine Volk mag sklavisch in seinen Banden liegen, eine andere Zeit, ein anderes Volk ihm eine weit geringere Herrschaftsphäre einräumen. Die Sucht nach Reichtum ist nur eine in der großen Zahl der psychischen Kräfte, welche in den wirklichen Menschen sich regen; sie kann die übrigen ertöten, doch gleicherweise von ihnen überwunden, mindestens gelähmt werden.“

Es ist nun aber das Eigentümliche auch dieser außerwirtschaftlichen Motive und Vorgänge, daß sie „wirtschaftliche“ Folgen haben. Kaum ist wohl etwas Unwirtschaftlicher es zu denken als der Krieg, aber kaum auch

etwas, das tiefer in die Sphäre der Wirtschaft eingreift. Schon in seinen Vorbereitungsstadien, im Frieden, ist der Krieg Veranlasser unzähliger wirtschaftlicher Vorgänge. Die Riesensummen, die schon im Frieden für Heer und Marine ausgegeben werden, gehen natürlich der Volkswirtschaft nicht verloren, in Gestalt von Gehältern der Offiziere und Beamten, Besoldung und Verpflegung der Truppen, Beschaffung von Kriegsmaterialien aller Art treten sie wieder in den volkswirtschaftlichen Kreislauf ein. Selbstverständlich wird durch diese Konzentration einer bestimmten Nachfrage ein weitgehender Einfluß auf die Gestaltung der Wirtschaft ausgeübt; es ist bekannt, wie einzelne Zweige der Eisenindustrie (durch die Herstellung von Kanonen, Gewehren, Panzerplatten), des Schiffsbauens, der Bekleidungsindustrie durch die Bestellung der Militärverwaltung gefördert und in bestimmte Richtungen gelenkt werden. Aber auch daß eine überaus große Anzahl von Männern im kräftigsten Lebensalter der wirtschaftlichen produktiven Arbeit entzogen, zu reinen Konsumenten gemacht werden, ist eine unmittelbare, in die Augen springende Tatsache. Damit sind aber die wirtschaftlichen Einwirkungen des Krieges im Frieden bei weitem noch nicht erschöpft. Es sei nur an die Beschaffung des Geldes für diese Zwecke erinnert; an die Steuern, Zölle, Abgaben, Staatsschulden, die diesem Zwecke dienen.

Abt die furchtbar drohende Gefahr eines Krieges einen wirtschaftlich wirkenden Zwang der Gegenwehr aus, der mit den Mitteln der staatlichen Hoheit ausgeübt wird, so können nicht minder rein psychologische Stimmungen zu wirtschaftlichen Ergebnissen größter Bedeutung führen. Es sei nur an die Mode erinnert, deren sanften Zwang jeder Mann und jede Frau — jede Frau erst recht — am Geldbeutel spürt. Die Eitelkeit, der Spieltrieb oder welches sonst ihre psychologischen Antriebe sein mögen, wirken bis zu den primitivsten Völkern; Glasperlen, bunter Kattun und daneben natürlich Alkohol sind gewöhnlich die ersten Mittel, die Farbigen in den Kreis unserer Wirtschaft hineinzuziehen, indem wir sie veranlassen, im Aus-

tausch für diese Kostbarkeiten die für uns wertvollen Erzeugnisse ihrer Heimat oder ihre Arbeitskraft herzugeben.

Eine Häufung weiterer Beispiele wird nicht erforderlich sein; wir dürfen als feststehend annehmen, was jedem Einzelnen seine tägliche Erfahrung bestätigen wird, daß der „geschichtliche“ Mensch in seinem wirtschaftlichen Handeln durchaus nicht immer von wirtschaftlichen Antrieben geleitet wird. Wir wollen aber wissen, wie tatsächlich die Vorgänge der Wirtschaft um uns herum zustande kommen, ebenso wie der Chemiker sich nicht damit begnügt, die Wirkung zweier Stoffe aufeinander im Reagenzglas zu beobachten, sondern auch die von ihm unbeeinflussten und unbeeinflussbaren chemischen Vorgänge im Boden, in der Atmosphäre, im menschlichen und tierischen Körper zu erkennen sich bemüht. Das Leitmotiv des ökonomischen Prinzips hilft uns nicht mehr durch. So kam denn eine neue Schule auf, die den umgekehrten Weg einschlug. Sie ging von den tatsächlichen Vorgängen der Wirtschaft aus, verfolgte ihren Verlauf, suchte durch sorgfältige Analyse der Wirklichkeit die treibenden Kräfte aufzuspüren, um schließlich die Gesetze der Wirtschaft erfahrungsmäßig festzustellen.

Es ist ohne weiteres klar, daß der letztere Weg gegenüber der strengen mathematischen Schlußfolgerung der Deduktion der viel leichter zu verfehlende ist. Wer jemals sich mit wirtschaftlichen Tagesfragen beschäftigt hat, wer auch nur Zeitungen liest, wird oftmals mit Staunen gesehen haben, wie verschieden die scheinbar einfachsten wirtschaftlichen Tatsachen erklärt werden; und für kompliziertere Erscheinungen wie etwa die Krise, die Bodenpreisbildung, die Lage des Handwerks füllen die Erklärungen nicht mehr Bücher, sondern Bibliotheken. Man wird sich nicht verhehlen können, daß diese Schwierigkeiten in der Methode selbst begründet sind; der enge Zusammenhang aller Erscheinungen des Lebens von den rein physiologischen bis zu den höchsten intellektuellen, ethischen und ästhetischen spottet jedes Versuches einer restlosen Auflösung in seine letzten Elemente.

Die Methode der volkswirtschaftlichen Analyse (so nennen wir sie besser statt mit dem vielfach angewandten Namen der Induktion), des Schlusses von der Erscheinung auf das Gesetz, hat denn auch gerade, wie die der induktiven Naturwissenschaften, ein Hauptaugenmerk auf die Verfeinerung ihrer Werkzeuge, der Mittel der Beobachtung gerichtet. Es handelt sich dabei darum, sowohl den Verlauf als auch das Wesen der Erscheinung eindeutig festzustellen. Sind die zu beobachtenden Erscheinungen bereits vergangen, so tritt die Wirtschaftsgeschichte auf den Plan. Wirtschaftshistoriker waren es denn auch, Männer wie Hildebrand, Roscher, Schmoller, in deren Händen die Anwendung der neuen Methode ruhte, die demgemäß auch mit einem ihren Umfang nicht ganz deckenden Namen die historische Methode genannt wurde. Die Wirtschaftsgeschichte hat, wie jede Geschichtswissenschaft, die Aufgabe, aus früheren Geschichtserzählungen, Chroniken, urkundlichem Material und anderen Lebensäußerungen, einen Ausschnitt aus der Gesamtwirklichkeit wieder lebendig zu machen und in seinen inneren Verknüpfungen nachzuweisen. Der Wirtschaftshistoriker zeigt etwa, wie gegen Ausgang des Mittelalters eine auf Gelderwerb gerichtete Grundstimmung langsam erwächst, und versucht, die Ursprünge dieses von uns so genannten kapitalistischen Geistes auf den Calvinismus, auf das Judentum oder auf andere Ursachen zurückzuführen. Oder er untersucht die Entstehung des modernen Proletariats, zeigt, wie es aus drei Quellen, nämlich dem alten handwerklichen Gesellentum, den deklassierten Landstreichern und „Armen“ sowie der neuen Überschussbevölkerung zusammenfließt, das erst mit Hilfe der modernen Produktions- und Verkehrstechnik ernährt werden kann; er verfolgt die Bedingungen, unter denen ein solches Proletariat entstehen konnte, kommt auf die Entstehung der Großindustrie und der kapitalistischen Produktion überhaupt und läßt so dies Problem in das erste der Entstehung des kapitalistischen Geistes einmünden. Wie denn überhaupt das letzte, freilich unerreichbare

Ziel der Geschichtswissenschaft die lückenlose Erklärung des Zusammenhanges alles menschlichen Geschehens ist.

Führen die zu untersuchenden Ereignisse ihr Leben nicht nur in Büchern und Pergamenten, so werden wir sie auch auf andere Weise zu fassen vermögen. Eine große Reihe wirtschaftlicher oder wirtschaftlich wichtiger Vorgänge und Erscheinungen haben die Eigenschaft, meßbar, zählbar und wägbare zu sein. Wir können Geburten und Sterbefälle zählen, wir können Steinkohlenproduktion und Bierverbrauch, Anbaufläche von Weizen und Ausfuhr von Baumwollstoffen wägen oder messen. Die Statistik, denn um diese handelt es sich, ist freilich nicht nur auf wirtschaftlich bedeutungsvolle Vorgänge anwendbar. Das Wort Statistik ist zum erstenmal von Adenwall im Jahre 1748 angewendet worden; er verstand darunter die Lehre von der Staatsverfassung und den „Staatsmerkwürdigkeiten“. In der Tat hatten die Herrscher und Staatsmänner zuerst das zwingende Bedürfnis, namentlich alles das zu ermitteln, was die Bevölkerung und die Produktion sowie die Produktionsmittel angeht. Auf die Ermittlung der „Staatsmerkwürdigkeiten“ wurde zuerst diese Methode des Messens, Wägens und Zählens angewendet, und so konnte es geschehen, daß man die Ermittlungsweise mit dem Gegenstand der Ermittlung unmerklich gleichsetzte. Wir müssen aber streng daran festhalten, daß die Statistik, welcher Namen jetzt dieser Ermittlungsweise anhängt, eben nur eine Methode ist, die ebensowol auf die Ermittlung der Ausbreitung von Scharfrankheiten oder der Durchschnittshäufigkeit von Gewittern angewendet werden kann wie auf die Feststellung der Ein- und Auswanderung oder der Arbeiterlöhne; gerade so wie die Geschichte als Methode für die Erforschung aller Geschehnisse in der Zeit anwendbar ist.

Man hat der Statistik viel Übles nachgesagt; man hat sie der Lüge wie der Langweiligkeit beschuldigt. Beide Anschuldigungen sind durchaus falsch. Die Statistik lügt nie; sie ist nur ein ungemein feines und empfindliches Werkzeug, das

in der Hand Ungeübter und Böswilliger versagt, wie es die Kräfte des Kundigen erhöht. Und sie ist erst recht nicht langweilig. Man muß nur zu lesen verstehen; dann beleben sich die Zahlenseiten der statistischen Jahrbücher, und die Schicksale der Völker steigen vor uns auf. Welch eindrückliches Zeugnis von der großen Unruhe unserer Zeit legen die Zahlen der Ein- und Auswanderungen ab; welche Sprache von Kampf, Not, Sieg und Niederlage sprechen die Zahlen der Streikstatistik.

Eine andere Form der Massenbeobachtung, die jetzt rechter Beliebtheit sich erfreut, ist die Enquete. Bei ihr handelt es sich um Tatsachen, die nicht mittels Zahlen allein zu fassen sind, sondern ergänzender Beobachtungen und Untersuchungen bedürfen. Solche Enqueten hat z. B. der Verein für Sozialpolitik in den letzten Jahrzehnten wiederholt veranstaltet und damit ein äußerst wertvolles Tatsachenmaterial beschafft; die Lage der Handwerker, das landwirtschaftliche Kreditwesen, die Wirtschaftsbetriebe der Städte, Auslese und Anpassung der Arbeiter in der Großindustrie waren einige der von ihm behandelten Gegenstände. Es wird dabei ein Fragebogenschema ausgearbeitet, auf Grund dessen möglichst viele Einzelbeobachter Untersuchungen vornehmen. Die Fehlerquelle liegt, abgesehen von der jeweiligen Zugänglichkeit des Untersuchungstoffs, in der Verschiedenartigkeit der Beobachter nach Vorbildung, Sachkenntnis, Vertiefung und Fähigkeit; die Ergebnisse bedürfen also einer ebenso sachkundig-kritischen Würdigung wie die an und für sich zuverlässigeren aber spröderen der Statistik.

Die Gesamtergebnisse der „historischen Methode“ bilden eine außerordentlich wertvolle Bereicherung unserer Wissenschaft, vielleicht nicht zum wenigsten deshalb, weil sie eine Befreiung von der einseitigen politischen Richtung der klassischen Schule bedeuteten. Immerhin war es der historischen Methode nicht gelungen, das Erkenntnisbedürfnis restlos zu befriedigen. Die historische Schule hat den unabsehbaren Tatsachenstoff nicht so zu bewältigen vermocht und wird dies niemals können, daß sie

aus ihm ein lückenloses System der Wirtschaft aufzubauen imstande wäre; zu einer solchen Synthese ihrer Ergebnisse hat sie kaum den Versuch gemacht. Aber nicht nur diese Unfähigkeit zur Systembildung hat eine Gegnerschaft auf den Plan gerufen, sondern noch mehr vielleicht das aus einer anderen Geistesartung entspringende Bedürfnis rein abstrakten Denkens. So hat die theoretische Richtung eine Auserziehung erfahren und beginnt schon fast, die „historische“ zurückzudrängen. Die österreichische Schule, wie sie nach ihren Hauptvertretern im deutschen Sprachgebiet genannt wird, ist keineswegs in sich einheitlich, außer in der Forderung, der theoretischen Betrachtung Raum zu schaffen. Der eine Zweig, der allerdings hauptsächlich im Auslande blüht, hat nichts Geringeres vor, als den Schlüssen der ökonomischen Theorie die Sicherheit der exakten mathematischen Beweisführung zu verleihen. Einen solchen Versuch hat beispielsweise Schumpeter gemacht, indem er die Aufgabe der reinen Ökonomie in der Untersuchung der Funktionalbeziehungen der Güterquantitäten unter Voraussetzung eines Gleichgewichtszustandes sucht. Diese objektiv-quantitative Problemstellung steht im schärfsten Gegensatz zu der herrschenden Richtung innerhalb der Wiener Schule, die ihre Vertreter als die „psychologische Methode“ charakterisieren. Damit ist nicht etwa gemeint, daß diese Theorie von der wissenschaftlichen Psychologie ausginge. Sie legt vielmehr Wert darauf, zu betonen, daß sie ihre Beobachtungen über das menschliche Innere selbständig mache, oder, wie ihr jetziger Führer v. Wieser es ausdrückt, den Inhalt der gemeinen wirtschaftlichen Erfahrung wissenschaftlich auszuschöpfen und zu deuten sich zur Aufgabe gemacht habe. Das Bewußtsein der wirtschaftenden Menschen biete einen Schatz von Erfahrungen, die jedermann besitze; dies seien teils äußere Tatsachen wie das Dasein der Güter, teils innere wie die menschliche Bedürftigkeit. Der Umfang der Wirtschaftstheorie reiche genau so weit, wie diese gemeine Erfahrung. Die Aufgabe des Theoretikers ende immer dort, wo die gemeine Erfahrung endige und wo die

Wissenschaft ihre Beobachtungen im Wege der historischen oder statistischen Arbeit auf irgendeinem anderen sonst für zulässig erachteten Wege sammeln müsse. Erkenntnisse solcher Art überlasse der Wirtschaftstheoretiker also anderen Bearbeitern der wissenschaftlichen Ökonomie, die durch ihre Methode in den Stand gesetzt seien, die theoretisch gewonnenen Ergebnisse weiterzuführen. Doch werde der Theoretiker sich der Beziehung auf das geschichtliche Werden nicht ganz zu enthalten haben. Es gebe zahlreich geschichtliche Wirtschaftsprozesse, die, nachdem sie Jahrzehnte und Jahrhunderte gefüllt haben, auch heute noch im Laufe und deshalb der Einsicht durch die gemeine Erfahrung zugänglich seien; so z. B. die Entwicklung der Arbeitsteilung oder die Steigerung der Grundrente, oder auch selbst die Auflösung der Naturalwirtschaft durch die Geldwirtschaft. Die Methode der Wirtschaftstheorie ist also nach der Auffassung von Wieser empirisch, sie beruht auf Beobachtung und hat kein anderes Ziel als die Wirklichkeit zu beschreiben, allerdings nur in ihren typischen Erscheinungen und ihrem typischen Verlauf, unter Fortlassung des Nebenächlichen, Zufälligen, Besonderen. Als Hilfsmittel dazu dienen die gedankliche Isolierung, die Zerlegung der zusammengesetzten Bilder der Erfahrung in ihre einfachsten Elemente, und die Idealisierung, die den empirischen Fall in Gedanken auf den höchsten Grad der Vollkommenheit erhöht. Die Isolierung enthält dabei weniger, die Idealisierung mehr als die empirische Wahrheit. Mit diesen Annahmen äußerster Abstraktion beginnt der Theoretiker, ist sich aber bewußt, daß sie das volle Bild der Wirklichkeit nicht geben. Um nun sein eigentliches Ziel, die Erklärung der Wirklichkeit, zu erreichen, gestaltet er seine Annahmen Schritt für Schritt durch ein System abnehmender Abstraktion konkreter und vielfältiger. Ganz an die Wirklichkeit kommt er damit nie heran; die Theorie verlange vielmehr, wie schon erwähnt, die fortsetzende Arbeit anderer wissenschaftlicher Methoden und selbst auch der praktischen Politik, die realistisch jene Einzelheiten einzeichnet, welche sie selber in ihrer stil-

fierenden Art der Darstellung nicht auszudrücken vermöge.

Noch in einem weiteren Sinne verlangt v. Wieser eine Ergänzung der theoretischen Wirtschaftsbetrachtung. Der volkswirtschaftliche Prozeß, den zu erklären seine Absicht ist, hat nach ihm nämlich zwei Voraussetzungen. In der Volkswirtschaft treffen Einzelwirtschaften zusammen. Er untersucht deshalb zunächst die Einzelwirtschaft, d. h. die Wirkungen, die von den reinen Wirtschaftszwecken aus und nur von diesen, auf die Gestaltung des wirtschaftlichen Prozesses ausgeübt werden, unter der idealisierenden Annahme eines wirtschaftlichen Muster-subjekts. In der Volkswirtschaft jedoch zeigt die Beobachtung, daß unter Umständen bei dem Zusammentreffen der Einzelwirtschaften die Interessen sich kreuzen und daß im Kampfe der Stärkere siegt, wobei sich große Mächte entwickelten, die ganzen Volksklassen ein entscheidendes Übergewicht über die anderen verliehen. Das Verhältnis der Macht zur Wirtschaft, die Frage der Macht überhaupt ist kein wirtschaftliches Problem mehr, sondern ein solches der Gesellschaftstheorie, die damit eine der Voraussetzungen der Erkenntnis der Volkswirtschaft wird.

Diese Anerkennung der Bedeutung der Soziologie (mit diesem Namen nennen wir die Gesellschaftstheorie gewöhnlich) durch v. Wieser ist jedoch noch beträchtlich zu erweitern. Nicht nur das Problem der Macht, sondern eine ganze Reihe weiterer rein gesellschaftliche Vorgänge wirken auf die Wirtschaft entscheidend ein. Tatsächlich enthalten die meisten wirtschaftlichen Untersuchungen Einsprengsel soziologischer Art, ohne daß dies klar zum Bewußtsein und noch weniger zum Ausdruck kommt. Eine systematische Durchleuchtung der wirtschaftlichen Vorgänge vom Standpunkte der Soziologie beabsichtige ich in einer besonderen Darstellung zu geben.

Diese kurz von uns skizzierten Gedankengänge eines unserer hervorragendsten Theoretiker laufen darauf hinaus, nicht die Alleinherrschaft einer Methode zu proklamieren, sondern den Herrschaftsbereich der verschiedenen Methoden abzugrenzen. Es

ist jetzt wohl die überwiegende Meinung der Forscher auf unserem Gebiete, der Max Weber folgendermaßen Ausdruck gab: „Auf dem Gebiete der Methodik wird man sich im Bereiche unserer Disziplin mehr an den Gedanken gewöhnen müssen: daß letztlich alle Wege wieder zusammenführen.“ Die Anwendung der einen oder anderen Methode ist teils Sache des jeweiligen Problems, teils der besonderen Veranlagung des Forschers. Es sind schließlich Grundanlagen der menschlichen Natur, die den einen vom Gedanken zur Erscheinung, den anderen von der Erscheinung zum Gedanken führen. Das Feld der Tätigkeit ist noch so unabschbar, daß für sie alle Raum ist.

Grundbegriffe der Wirtschaft.

Wir hatten die Volkswirtschaftslehre vorläufig gekennzeichnet als die Lehre von der Bedarfsbefriedigung der Menschen. Jetzt müssen wir diese vorläufige Erklärung erweitern und deutlicher machen.

In dem Worte Volkswirtschaft stecken zwei Begriffe: Wirtschaft und Volk. Unter Wirtschaft verstehen wir den Begriff der Handlungen, Vorgänge und Einrichtungen, die auf die dauernde planmäßige Güterversorgung der Menschheit gerichtet sind. Daß ein solches Wirtschaften notwendig ist, hat zwei Ursachen: die Bedürftigkeit der menschlichen Natur und die Knappheit der Versorgungsmittel. Diogenes, der von Alexander nichts anderes zu erbitten weiß, als daß er ihm aus der Sonne gehe, ist ein Extrem der Bedürfnislosigkeit, für den das Wirtschaften zum mindesten nur eine sehr geringe Rolle spielt; die Bewohner des Paradieses kannten keine Nahrungsmittelknappheit und brauchten aus diesem Grunde nicht zu wirtschaften. In dem Maße, als die Summe der Bedürfnisse der an Zahl ständig zunehmenden Menschheit wie der einzelnen Menschen selbst wächst, während die Natur sich weigert, ihre Gaben

freiwillig zu vermehren, wächst der Zwang zur Wirtschaft.

Als Rücksicht darauf, daß sowohl die Summe der zur Verfügung stehenden Bedarfsdeckungsmittel wie der zu ihrer Gewinnung und Verarbeitung erforderlichen Arbeitskräfte begrenzt ist, muß dieses Wirtschaften unter der Überlegung erfolgen, mit den gegebenen Kräften und Materialien das Maximum von Nutzen zu erzielen. Man spricht hier von Wirtschaften in einem anderen Sinne als dem erstgenannten, und zwar in einem weiteren. Das sogenannte wirtschaftliche oder ökonomische Prinzip, das nichts anderes ist als das allgemeine Prinzip des geringsten Kraftaufwandes, gilt überall, wo menschliche Tätigkeit vernünftig sich vollzieht. In der Wirtschaft im erstgenannten Sinne aber spielt es eine so entscheidende Rolle, daß es für die Psychologie des „homo oeconomicus“, des reinen Wirtschaftsmenschen, geradezu entscheidend ist.

Jeder einzelne sucht den Wirtschaftszweck für sich zu erreichen. Eine Einzelwirtschaft ist denkbar; jedoch eben nur als singulärer Robinsonschicksal. In Wirklichkeit ist die Einzelwirtschaft mit der der anderen Volksgenossen aufs engste verbunden; durch die Arbeitsteilung, die den Bauern auf den Handwerker, den Kaufmann auf den Schiffer und wiederum jeden einzelnen auf unzählige andere anweist, durch Kauf und Verkauf, durch die staatlichen Eingriffe in die Produktion und all die anderen Verbindungsfäden, die uns die „gemeine Erfahrung“ überall zeigt. Hier kommen wir auf den zweiten Begriff in dem Worte Volkswirtschaft. Nur ist der Ausdruck „Volk“ für das, worauf es hier ankommt, nicht ganz zutreffend, sogar irreführend. Gewiß hat jedes in einem Staate zusammengefaßte Volk eine Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Bedingungen aufzuweisen, und in der Wirtschaftspolitik, die ja immer vom Staat ausgehen und ihm dienen muß, kommt diese Gemeinsamkeit zum scharfen Ausdruck. Im übrigen aber sind die Beziehungen der Einzelwirtschaft zu den anderen Einzelwirtschaften teils engere, teils weitere. Der Nachbar auf der einen Seite, die weite Welt auf

der anderen berühren sie bisweilen stärker als die Gesamtheit der Volksgenossen. Daß überhaupt die Einzelwirtschaft mit anderen in Beziehung tritt, ist die entscheidende Tatsache, nicht aber, wie der Preis sich abgrenzt. Man spricht deshalb besser nicht von Volkswirtschaft und Volkswirtschaftslehre, sondern von Sozialökonomie und Sozialökonomik. Man könnte dafür natürlich auf gut Deutsch Gesellschaftswirtschaft und Gesellschaftswirtschaftslehre sagen; doch sind diese Ausdrücke nicht üblich, während das römisch-griechische Mischwort schon viel im Gebrauch ist. Der Ausdruck Volkswirtschaft ist jedoch so eingebürgert, daß wir ihn neben jenem ruhig weiter anwenden können, wenn wir uns nur darüber klar sind, daß Volkswirtschaft oder Sozialökonomie nichts anderes ist, als die Summe der durch den Verkehr verbundenen Einzelwirtschaften.

Die Wirtschaft hat also ihre Wurzel einerseits in den Bedürfnissen der menschlichen Natur, andererseits in der Knappheit der Befriedigungsmittel. Der Zweck des Wirtschaftens ist die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse; die Menge der hierzu erforderlichen Mittel nennen wir Bedarf. Die Eigenschaft eines Gegenstandes, ein menschliches Bedürfnis zu befriedigen, heißt Nutzen; wir vergleichen die Dinge wirtschaftlich nach ihrem Nutzen.

Das Bedürfnis ist keine rein individuelle Erscheinung, vielmehr im großen Maßstabe historisch und gesellschaftlich bedingt, was allerdings seine Stärke keineswegs vermindert. Die Frage der Entstehung der Bedürfnisse kommt für die Wirtschaftslehre nicht direkt in Betracht; das ist Sache der Psychologie und der Kulturgeschichte; wohl aber ist von der größten Bedeutung für sie die Intensität des Bedürfnisses. Das kommt sowohl in Betracht für die verschiedenen Bedürfnisse wie für jedes einzelne Bedürfnis in seinen verschiedenen Stadien. Man hat vielfache Versuche gemacht, eine Rangordnung der Bedürfnisse aufzustellen. Die ursprünglichste Scheidung ist die in Existenz und Kulturbedürfnisse, wobei allerdings die Grenze

zwischen beiden ständig fließt. Im allgemeinen wächst der Kreis derjenigen Dinge, deren Besitz als ein Existenzbedürfnis empfunden wird; man denke nur an die Zeitung oder an das Badezimmer. Doch kann, wie die Entbehrungen unserer Soldaten im Felde und selbst die erzwungene Einschränkung der Lebenshaltung für die nichtkämpfende Bevölkerung gezeigt haben, manches, was bisher als unentbehrlich schien, wieder zum Luxus für wenige werden. Eine Bedürfnisskala hat Brentano aufgestellt, wobei er mit der Lebensunterhaltung beginnt und über eine Reihe anderer Bedürfnisse, wie Anerkennung, Fürsorge für Wohlbefinden nach dem Tode, mit der Bildung schließt. Wie man sieht, ist eine solche Skala recht subjektiv.

Jedes einzelne Bedürfnis ist, sofern es gesund ist, in seiner Aufnahmefähigkeit begrenzt; der erste Schluck Wein ist für den Verdurstenden eine Labfal sondergleichen, weitere sind angenehmer, noch weitere lassen gleichgültig, bis zum Schluß das Trinken gänzlich unmöglich erscheint. Dieses Gesetz der mit dem Grade der Sättigung abnehmenden Bedürfnisintensität ist klassisch von dem Rheinländer Gossen im Jahre 1854 formuliert worden; es bildet den Ausgangspunkt der Kernlehre der Wiener Schule.

Dabei handelt es sich um folgendes: Die Mittel zur Bedürfnisbefriedigung sind teils in der Natur, teils im Menschen selbst vorhanden. Von ersteren kommen nur solche als Gegenstand der Wirtschaft in Betracht, die der menschlichen Verfügungsgewalt unterworfen sind; man nennt sie Güter. Ein Teil dieser Güter sind unbeschränkt vorhanden, wie etwa in primitiven Verhältnissen zumeist das Wasser, wie in Neuländern der Grund und Boden; ihnen gegenüber verhält sich der wirtschaftende Mensch gleichgültig, er braucht sich um sie nicht zu bemühen. Der bei weitem größte Teil aller Güter aber ist nicht frei, sondern nur in beschränkter Menge vorhanden, und zwar gilt das sowohl von solchen Gütern, die zum unmittelbaren Genuß bestimmt sind, wie von denen, die der Produktion

dienen (Werkzeuge, Rohstoffe). Die Beschränktheit des Gütervorrats, der durch den Verbrauch immer wieder vermindert wird, bedingt nun die eigentliche Aufgabe des Wirtschaftsmenschen; er muß unter den zu konsumierenden Gütern wie unter den zu produzierenden eine Auswahl treffen, und zwar handelt es sich dabei sowohl um die verschiedenen Güterarten wie um die Quantitäten der einzelnen Güterart. Dieses Auswahlprinzip, dieser Maßstab heißt Wert. Hier ist einer der unstrittensten Punkte der Wirtschaftstheorie. Wir können nur auf die Hauptpunkte dabei eingehen; die Literatur über das Wertproblem ist zu reich, um hier auch nur andeutungsweise nach allen Richtungen hin charakterisiert werden zu können.

Wenn ich sage, ein Gut habe den und den Wert, so meine ich im täglichen Sprachgebrauch den Preis. Es ist aber klar, daß ich einen Preis nur zahle, weil das Gut Eigenschaften hat oder ich sie ihm beilege, welche die Zahlung eines Preises rechtfertigen; für einen wertlosen Gegenstand zahlt man nichts. Der Wert ist also eine Voraussetzung des Preises; auch solche Gegenstände haben Wert, die nicht verkauft werden und infolgedessen auch keinen Preis haben, wie etwa die Kunstgegenstände in einem staatlichen Museum oder die Erzeugnisse eines verkehrsfernen Bauernhofes, die von der Bauernfamilie selbst aufgebraucht werden.

Wo steckt nun der Wert? Die Klassiker gaben zur Antwort: in den Kosten (wenn sie daneben auch andere Erklärungen gaben). Dabei sind wieder zwei Richtungen zu verzeichnen. Die eine, von Adam Smith und Ricardo ausgehend, setzt den Wert gleich der Arbeit; Karl Marx bildet dann diese reine Arbeitswerttheorie in dem Sinne weiter, daß er den Wert nicht gleich der wirklich auf ein Gut verwendeten Arbeit setzt, die ja bei Ungeschick des Arbeiters viel zu groß sein kann, sondern gleich der nach dem jeweiligen Stande der Produktionsbedingungen und der Technik notwendigen Arbeitszeit. Ricardo verließ später die reine Arbeitswerttheorie und berücksichtigte

auch andere Produktionskosten. Der Amerikaner Carey machte dann darauf aufmerksam, daß nicht die Produktionskosten, sondern die Reproduktionskosten wertbestimmend seien. Wenn ein neuer technischer Prozeß erfunden wird, der die Herstellung eines Gutes verbilligt, so werden die nach dem alten Verfahren hergestellten Güter „entwertet“, einen Vorgang, den man bei unserer rasch vorschreitenden Technik täglich beobachten kann. Die Erklärung des Güterwertes aus den aufgewendeten Kosten befriedigt jedoch in vielen Fällen nicht. Manche Güter sind überhaupt keine Arbeitsprodukte; andere, wie z. B. Kunstwerke, haben schon für die einfachste Einsicht nicht einen Wert, der den aufgewendeten Produktionskosten entspräche. Die Kostenwerttheorien, die man auch wohl als die Theorien des objektiven Werts bezeichnet, wurden daher abgelöst von den subjektiven Theorien.

Die Vertreter dieser entgegengesetzten Richtung, die Nutzwert- oder Gebrauchswerttheoretiker, erklären, daß die Dinge nicht Wert haben, weil sie Kosten erfordern, sondern daß umgekehrt auf sie Kosten nur deshalb aufgewendet werden, weil sie einen die Kosten lohnenden Wert besitzen. Nach dieser Erklärung können wir nun auch verstehen, warum der Boden, warum Kunstwerke Wert haben; der Wert liegt in der Empfindung des Subjekts.

Gegen diese Folgerung ist aber ein sehr naheliegender Einwand zu machen: Wasser hat doch sicherlich unter allen Umständen Wert, ist sogar von höchster Lebenswichtigkeit. Trotzdem werten wir das Wasser in der Regel gar nicht; und das gleiche gilt von einer ganzen Reihe unbezweifelbar nützlicher Dinge. Darauf antwortet nun die hauptsächlich von den Wienern ausgearbeitete Grenznutzen-Theorie, daß die Nützlichkeit eines Gutes zwar entscheidend sei, aber nur in Verbindung mit einem zweiten Faktor, nämlich der Menge, die davon zur Verfügung steht. Es ist nämlich weiter zu beobachten, daß ein und dasselbe Gut nicht zu allen Zeiten gleich bewertet wird. Haben wir Wasser, Brot, Bücher

im Überfluß, so werten wir sie gering; haben wir wenig zur Verfügung, so steigt der Wert. Es wird nun stets die ganze zur Verfügung stehende Quantität nach der Intensität der Verwendungszwecke des letzten Teilquantums bemessen; der Nutzen dieses Teilquantums heißt Grenznutzen. Das gleiche gilt bei der Wahl zwischen verschiedenen Gütern; der Grenznutzen der verschiedenen Güter entscheidet die Reihenfolge, in der sie begehrt werden. Das ist die Erklärung, warum ein Gut bei Übersättigung (Gossensches Gesetz) keinen Wert mehr hat: die letzte Teilquantität bringt keinen Nutzen mehr; umgekehrt, warum bei Knappheit Teilquantitäten weit höher gewertet werden als sonst: die Portion Brot, die vor dem Verhungern schützt, bringt höheren Nutzen als diejenige, die nur sättigt. Der Grenznutzen, nach dem ein Gut gewertet wird, ist also nach einem Ausdrucke Böhm-Bawerks die Resultante von Nützlichkeit und Seltenheit.

Der Grenznutzen ist das Leitmotiv für die Produktion, für den Tausch und für die Konsumtion; bei allen diesen wirtschaftlichen Vorgängen wird die Reihenfolge der Güter nach der Intensität des Bedürfnisses festgestellt, und es erfolgt das quantitative Abbrechen beim einzelnen Gut, sobald der Grenznutzen erreicht ist. Freilich spielen, wie schon ausgeführt, in der tatsächlichen Wirtschaftsgestaltung noch eine Reihe außerwirtschaftlicher Einflüsse mit, die den Einfluß dieses wirtschaftlichen Grundgesetzes z. T. durchkreuzen.

Das wirtschaftliche Kernproblem der Verkehrswirtschaft, d. h. derjenigen Wirtschaftsgestaltung, in der nicht jede Gruppe ihren Gesamtbedarf durch Eigenproduktion zu decken sucht, sondern die Wirtschaftsgesellschaft arbeitsteilig gegliedert ist und ein regelmäßiger Austausch der überschußprodukte stattfindet, ist der Preis. Der Preis ist dabei diejenige Quantität von Gütern, in der modernen Wirtschaft regelmäßig diejenige Geldmenge, die für die wirtschaftliche Leistung als Entgelt im Tausche gegeben wird. Der Preis ergibt sich

aus dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage, wobei die Nachfrage die entscheidende Rolle spielt, insofern nämlich, als ohne Nachfrage kein Angebot bestehen kann, während umgekehrt eine dauernde Nachfrage, wenn nicht Unmöglichkeiten vorliegen, stets ein Angebot hervorruft. Die Nachfrage ist nun in jedem einzelnen Falle abhängig von dem Grenznutzen, den das begehrte Gut für den Käufer hat, und von der Geldmenge, über die er verfügt; umgekehrt steht hinter dem Angebot wiederum der Grenznutzen, den die angebotenen Güter für den Verkäufer haben, im Vergleich zu den Gütern, die er sich für die erlöste Summe beschaffen kann. Nehmen wir nun den Fall der freien Konkurrenz an, d. h. also, daß die vorhandenen Güter nicht etwa Monopolbesitz einer Gruppe sind, oder daß die Käufer sich monopolistisch zusammenschließen, sowie daß auch kein äußerer gewaltsamer Eingriff in die Preisbildung erfolgt, so können wir die Beziehungen von Nachfrage und Angebot, wie wir sie eben charakterisiert haben, zunächst in einem Schema zum Ausdruck bringen. Dabei sind drei Möglichkeiten gegeben, daß nämlich entweder nur Nachfrage oder nur Angebot oder endlich beide Teile veränderlich sind. Wir erhalten nunmehr folgende Möglichkeiten:

- a) Veränderliche Nachfrage gegenüber gleichbleibendem Angebot:
 - bei steigender Nachfrage steigt der Preis,
 - bei sinkender Nachfrage sinkt der Preis.
- b) Gleichbleibende Nachfrage gegenüber veränderlichem Angebot:
 - bei steigendem Angebot sinkt der Preis,
 - bei sinkendem Angebot steigt der Preis.
- c) Veränderliche Nachfrage gegenüber veränderlichem Angebot:
 - Nachfrage steigt, Preis steigt, Angebot steigt,
 - Nachfrage sinkt, Preis sinkt, Angebot sinkt,
 - Angebot steigt, Preis sinkt, Nachfrage steigt,

Angebot sinkt, Preis steigt, Nachfrage sinkt.

Nachfrage und Angebot verhalten sich also durch Vermittlung der Preise wie Wasser in zwei kommunizierenden Röhren; sie haben immer die Tendenz, sich auszugleichen.

8 Dies mechanistische Schema ist für den Anblick recht trocken; und doch enthält es das Grundphänomen der Volkswirtschaft überhaupt. Lebendiger wird es sogleich, wenn man die Frage stellt, ob nicht diese rein ökonomischen Tendenzen Abweichungen durch die außerwirtschaftlichen Kräfte erfahren, 10 von deren Bedeutung für das Wirtschaftsleben wir gesprochen haben. Das ist in der Tat in umfangreichem Maße der Fall, und zwar sind es Einflüsse technischer und psychologischer Art, die zu starken Abwandlungen führen. Eine erste Gruppe solcher Einflüsse setzt der Veränderlichkeit von Angebot 15 und Nachfrage Grenzen. Wir haben gesehen, daß steigender Preis das Angebot steigert. Dies ist jedoch nur dann der Fall, wenn nicht bereits das Produktionsoptimum erreicht ist. Es gibt durchwegs eine Grenze der Leistung, die nicht überschritten werden kann, sei es überhaupt nicht, oder nicht 20 ohne daß die Kosten noch stärker steigen. Am bekanntesten ist das Gesetz des abnehmenden Ertrages in der Landwirtschaft. Von einer vorläufig noch nicht erreichten, aber dem einfachen Nachdenken einleuchtenden Grenze an, wird sich der Boden weigern, seine Erträge weiter zu steigern, schon weil 25 der Standort für die Pflanzen fehlt. Dies Gesetz des fallenden Ertrages wird von der neueren Theorie mit gutem Grunde auch für die Industrie behauptet: so läßt sich etwa die Tourenzahl des Webstuhles nicht über eine bestimmte Ziffer in der Minute steigern, weil dann die Zahl der Arbeiter zur Bedienung vermehrt und damit die Kosten unproportional gesteigert würden. Diese Grenze ist freilich in der Industrie erst seltenen 30 Fällen erreicht, die Abnahme kann auch durch technische Neuerungen überkompensiert werden, und vor allem läßt sich in der Regel noch die Zahl der Fabriken vermehren. Denkbar ist 35 auch hier eine Grenze, wo die Beschaffung des Rohstoffes nur

mit steigenden Kosten sich ermöglichen läßt oder Arbeitskraft und Kapital in anderen Gewerben ökonomischer zu verwenden sind. Dieses Produktionsoptimum technischer Natur findet ein Seitenstück in dem Optimum der Bedürfnisbefriedigung. Der steigende Preis der Arbeit, die Lohnerhöhungen, 5 haben in zahlreichen Fällen sowohl in primitiven Zuständen wie in denen hochentwickelter Volkswirtschaft nicht zu einer höheren Leistung des einzelnen Arbeiters geführt, sondern zu einer verminderten, also einer Senkung des Angebots, weil der Arbeiter nunmehr in weniger Stunden als vorher genug 10 für seine Bedürfnisse verdiente.

Das Sinken des Preises wirkt nach unserem Schema angebotsenkend. Es kann jedoch vorkommen, daß eine Produktion aus technischen Gründen „durchhalten“ muß, so der Hochofen, dessen Ausblasen ein schwerer Verlust wäre, so die Landwirtschaft, die ihren Betrieb durch schlechte wie gute Jahre gleichmäßig durchführen muß. Trotz sinkender Nachfrage bleibt also das Angebot — wenigstens eine Zeitlang — unvermindert. Ja es kann sogar das Umgekehrte eintreten; gerade weil die Preise niedriger sind, produziert der Einzelne mehr als bisher, um 20 den Gewinnengang am Stück durch den Verkauf einer größeren Anzahl Stücke zu kompensieren. Hierin liegt auch das Wesen der „Schleuderkonkurrenz“.

Der sinkende Preis wirkt auf die Nachfrage normal steigend, falls nicht hier der Sättigungsgrad des Konsumenten schon erreicht ist. Man wird Streichhölzer oder Lampen und selbst 25 Nahrungsmittel oder Kleider schließlich nicht mehr kaufen, wenn sie auch noch so billig sind. Endlich wirkt steigender Preis in der Regel nachfragesenkend, wenn nicht gerade das Steigen des Preises Veranlassung gibt, sich „einzudecken“. Es ist die wohl- 30 bekannte Erscheinung der Angst- oder Panikpreise, die Psychologie des „Hamstertums“, die schon im 17. Jahrhundert der englische Forscher Gregory King in der nach ihm benannten Regel derart zum Ausdruck brachte, daß er bei einem Ernteausfall ein überproportionales Steigen der Getreidepreise behau- 35

ptete. Wenn auch die von ihm vorausgesetzte mathematische Beziehung zwischen Ernterückgang und Preissteigerung nicht nachweisbar ist, so hat die Zeit des Krieges die Richtigkeit der Grundbehauptung schlagend erwiesen.

Es wäre nun zu fragen, wo die Grenzen der Preisschwankungen liegen können, wobei für den Käufer die Grenzen nach oben, für den Verkäufer nach unten zu bestimmen wären. Die Grenzen der Preissteigerung für den Käufer sind, soweit rein ökonomische Motive mitwirken, im Grenznutzen gegeben, der natürlich stark schwanken kann. Der Grenznutzen eines Wagens ist sehr verschieden, wenn der Wagen zum Spazierenfahren oder zur Flucht vor einbrechenden Feinden benutzt wird. Die Grenzkosten des Verkäufers lassen sich so eindeutig nicht bestimmen. Wenn Güter beliebig vermehrbar sind, wird sich der Preis nach den Kosten desjenigen Verkäufers richten, der die Waren am billigsten beschaffen kann. Würde der Preis höher getrieben, so fände sich stets ein neuer Konkurrent, der die bisherigen Anbietenden unterbietet und damit die Kundschaft an sich ziehen würde. Der größte Teil des Marktes der modernen Volkswirtschaft steht unter diesem Gesetz der niedrigsten Produktionskosten, zu welchen natürlich auch ein angemessener Gewinn des Verkäufers gehört. Es gibt jedoch eine Reihe von Gütern, die nicht beliebig vermehrt werden können, sei es aus technischen, sei es aus ökonomischen Gründen. Hier entscheiden nicht die niedrigsten, sondern die höchsten Produktionskosten. So ist Getreide nach dem heutigen Stande der Technik und des Verkehrs vorläufig noch beliebig vermehrbar. Nehmen wir aber die Zeit vor dieser technischen Entfaltung, also das 18. Jahrhundert, oder denken wir uns in den „geschlossenen Handelsstaat“ hinein wie ihn der Krieg unserer Anschauung nahe genug gebracht hat, so ist klar, daß der Preis für Getreide hoch genug sein muß, um die Produktionskosten auch desjenigen Landwirthes zu decken, der unter den ungünstigsten Verhältnissen (Bodenbeschaffenheit Verkehrslage usw.) arbeitet, weil er eben sonst die Produktion einstellen müßte. Es

wäre wohl denkbar, daß man, um den Konsumenten diese Belastung aus einer allgemeinen Preissteigerung zu ersparen, den unter den ungünstigsten Bedingungen arbeitenden Produzenten einen Staatszuschuß zu dem niedrigeren sonstigen Preise gäbe; damit aber wäre das Gebiet der freien Preisbildung grundsätzlich verlassen.

Ein solches grundsätzliches Absehen von der freien Preisbildung können wir nun in der Wirtschaft nicht selten beobachten. Die Hauptfälle sind die des Monopols und der Taxen, d. h. der obrigkeitlich festgesetzten Preise. Das Monopol hat wieder zu Hauptformen die Übernahme eines Wirtschaftszweiges auf den Staat (Tabakmonopol, Branntweinmonopol usw.) oder den Zusammenschluß der Produzenten zu Kartellen, die uns später noch beschäftigen werden. Bei den Taxen bleibt die Produktion grundsätzlich frei, nur der Preis wird behördlich festgelegt, den der Verkäufer fordern oder der Käufer zahlen muß oder darf. Diese Einflüsse auf den Markt hinterlassen natürlich ihre Spuren; es ist aber doch zu sagen, daß die Preisgestaltung auf die Dauer durch sie nicht geändert werden kann. Friedenserfahrung aus der Politik der Kartelle, Kriegserfahrung aus der Politik des Staates haben uns gelehrt, daß die Preise künstlich weder über den Grenznutzen des Käufers gesteigert werden können—sonst hört er eben auf zu kaufen oder macht Revolution—und ebensowenig unter die Grenzkosten des Produzenten gesenkt, denn sonst wird eben die Produktion still gelegt. Die Gesetze der Wirtschaft äußern sich mit elementarer Kraft.

昭和三年四月廿五日印刷
昭和三年四月廿八日發行

製復許不

獻本

W. Wygodzinski
Aufgaben und
Methoden der
Volkswirts-
chaftslehre.

【定價金三十錢】

編輯者 法政大學豫科獨逸語科教員

發行者 士 戶 伊 三 郎
東京市神田區南神保町十六番地

印刷者 深 見 三 郎
東京市芝神明町二十五番地

發 行 所
尚 文 堂

振替東京一九三四四番
電話九段一七五四番

尚文堂印刷部

特277

525

特277-525



*76#10464 *

終